

Missionen in Paraguay: zwischen Utopie und Geschichte

GUILLERMO WILDE

Oft werden die Verhältnisse in den Reduktionen allzu stark vereinfacht dargestellt – pro oder contra Jesuiten. Die jüngere Forschung hat gezeigt, dass die Missionen im Laufe der Zeit einen komplexen Wandlungsprozess in der indigenen Lebensweise ausgelöst haben.



Das «Vaterunser» und das «Ave-Maria» um 1700 in Guaraní, Spanisch und Latein

Zwischen 1609 und 1767/68 schufen die Jesuiten in der südamerikanischen Region Paraguay ein Siedlungssystem für die indigene Bevölkerung. Diese Siedlungen – auch als «Reduktionen» oder «Missionen» bekannt – wurden aufgrund ihrer territorialen, demografischen und politischen Dimensionen in der Literatur oftmals übertrieben als «Republik», «Königreich» oder «Imperium» bezeichnet. Dort lebten Menschen indigener Herkunft, die vor allem Guaraní sprachen – eine Sprache, die als Basis für die Vermittlung

des christlichen Glaubens diente, was aus den ersten Wörterbüchern, Grammatiken und Katechismen dieser Zeit hervorgeht.

Im 18. Jahrhundert zählten die Jesuitenmissionen insgesamt rund 140'000 Bewohner indigener Herkunft. Jede Mission wurde von zwei Jesuiten geführt. Diese waren mit der geistlichen und weltlichen Verwaltung der Mission betraut und wurden dabei von einem ausgewählten Kreis indigener Bewohner unterstützt. Die Mitglieder eines solchen Kreises wurden von der Führung eigens ausgebildet. Einige von ihnen konnten Guaraní, Spanisch und Latein lesen und auch schreiben.

Die Jesuitenpater überwachten streng die Erledigung der alltäglichen Aufgaben in den Siedlungen. Sie kontrollierten den regelmässigen Gottesdienstbesuch und auch, ob die Arbeiten auf den umliegenden Landgütern, Feldern und Höfen ordnungsgemäss ausgeführt wurden. Denn die Landwirtschaft gewährleistete die Grundversorgung mit Mais, Maniok, Baumwolle, Mate-Tee und Fleisch. Auch in den Siedlungen selbst wurde gearbeitet. Dort entstanden unterschiedliche Werkstätten, in denen man einen Grossteil der Skulpturen und Ornamente für sämtliche Kirchen der Region fertigte. Die verschiedenen Jesuitenmissionen vertrieben Produkte wie Mate-Tee und Leder in der gesamten Region und nahmen Einfluss auf die Politik der Kolonial-

regierung. Darüber hinaus wurden die Guaraní in regionalen Milizen eingesetzt und unterstützten die Obrigkeiten von Buenos Aires und Asunción bei wirtschaftlichen Aktivitäten und auch bei der militärischen Verteidigung des kolonialen Territoriums.

Trotz ihres offensichtlichen Erfolgs wurden die Reduktionen häufig von verheerenden Epidemien und Konflikten heimgesucht, die die Zahl der Bewohner in den schlimmsten Fällen um die Hälfte dezimierten. In diesem Zusammenhang spielte die Religion eine entscheidende Rolle, denn mit ihrer Hilfe gelang es, die traumatischen Auswirkungen derartiger Krisen aufzufangen. Die Pädagogik der Jesuiten ging auf die Kultur der Indigenen ein, die sich so den christlichen Bildern anpassen, eigene Formen der Anbetung entwickeln und manchmal sogar andersgläubige Elemente beibehalten konnten. Die Jesuiten verhielten sich unterschiedlich gegenüber den Siedlungsbewohnern: Dieses Verhalten bewegte sich zwischen radikaler Ablehnung und Annäherung. Die Jesuiten förderten bisweilen die Integration lokaler visueller und klanglicher Elemente in die vorherrschenden christlichen Praktiken – vom Kirchenschmuck bis hin zur Ausrichtung der Feste im Rahmen des liturgischen Kalenders.

Musikalische Aktivitäten waren in allen Jesuitenmissionen stark verbreitet. Man schrieb und kopierte dort nicht nur Parti-

turen, sondern baute auch Instrumente. Der kontinuierliche Einfluss von Missionaren aus verschiedenen Teilen Europas prägte die Missionen, in denen jedoch diverse Aspekte der evangelischen Botschaft an die lokalen Gegebenheiten angepasst wurden. Es kam zu einer kulturellen Verschmelzung. Einige Beispiele sind bis heute in der Kunst und in der Architektur zu sehen. In einer der Missionen findet man zum Beispiel in der Kirche «Santísima Trinidad» (Allerheiligste Dreifaltigkeit) ein gut erhaltenes Fries mit musizierenden Engeln, die Harfe, Violine und Trompete spielen, aber auch Klanghölzer und sogar Maracas (Rumbakugeln) in den Händen halten. Beim Betrachten dieses Kirchenfrieses können wir uns die einzigartigen Wohlklänge vorstellen, die entstehen, wenn eine aus Europa importierte Musik auf die Klangwelten eines indigenen Volkes trifft.

Trotz differenzierter und vielschichtiger Debatten muss man festhalten, dass die Stellungnahmen pro und contra Jesuiten im Laufe der Zeit die Tendenz hatten, ein zu stark vereinfachtes Bild der Lebensumstände in den Missionen zu zeichnen. Dementsprechend hat man die Herrschaft der Missionare entweder als System des zivilisatorischen Fortschritts oder der Versklavung aufgefasst. Diese Betrachtungsweise hat zudem verhindert, die Rolle der indigenen Bevölkerung bei der Entstehung der Jesuitenmissionen zu berücksichtigen und entsprechend zu analysieren.

Jüngere Forschungen haben ergeben, dass die Missionen einen langsamen, ausgedehnten und komplexen Transformationsprozess in der indigenen Lebensweise auslösten. Zu Beginn leisteten viele politische Führer und Schamanen der Region energischen Widerstand gegen die Evangelisierung. Später veränderten sich ihre Strategien, um eine Aufnahme in die Jesuitenmissionen zu erwirken. Mittels diverser Institutionen wie der «Cabildos» (Räte) oder der regionalen Milizen konnten sie einen direkten Einfluss auf die Verwaltung der Missionen ausüben. Unter den damaligen politischen und wirtschaftlichen Umständen in der Region um Paraguay und Rio de la Plata verwandelten sich die Missionen allmählich in Zufluchtsorte für viele indigene Bevölkerungsgruppen. Sie dienten als Motor für die Wiederherstellung sozialer und politischer Verbindungen und für neue, native Formen der religiösen Identität, ein Prozess, der in einigen Fällen – wie in Moxos und Chiquitos – bis heute andauert.

Dr. Wilde ist Wissenschaftler an der Universidad Nacional de San Martín, Buenos Aires, Argentinien, und Mitglied des Nationalen Rates für wissenschaftliche und technologische Forschung (CONICET).



Die «Missionsdörfer» der Jesuiten im historischen Kontext

NIKOLAUS KLEIN SJ

Mit der Deportation seiner Mitglieder und der Enteignung seines Besitzes in den Vizekönigreichen Neu-Spanien, Peru und Neu-Granada ging 1767 eine knapp 200-jährige Präsenz des Jesuitenordens in Iberoamerika zu Ende. Diese war nicht nur für die Geschichte des Christentums und der einzelnen Gesellschaften in den überseeischen Territorien der spanischen Krone von herausragender Bedeutung.

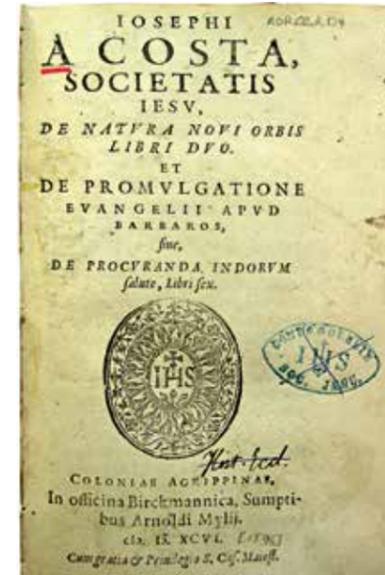
Auch für den Jesuitenorden war die «Sendung in die westindischen Gebiete» eine Herausforderung ersten Ranges: Sahen sich doch das einzelne Ordensmitglied wie auch der Orden insgesamt mit der Frage konfrontiert, wie das Christentum zu verstehen und zu verkünden sei angesichts von Menschen und Kulturen, deren Andersheit und Vielfalt erst allmählich ins Bewusstsein europäischer Christen zu treten begann. Gemäss den in den Ordensregeln festgelegten Bestimmungen und den ersten in Europa und Portugiesisch-Indien gemachten Erfahrungen lagen die Schwerpunkte der Tätigkeit auch in Iberoamerika in Kollegien, Universitäten und Missionen. Unter den Letzteren nahmen die Reduktionen eine Sonderstellung ein.

Bereits vor der amtlichen Bestätigung des Ordens durch Papst Paul III. im Jahre 1540 baten hohe portugiesische und spanische Amtsträger den Ordensgründer und ersten Generaloberen Ignatius von Loyola um Missionare für Portugiesisch-Indien bzw. für die westindischen Territorien der spanischen Krone. Während Franz Xaver schon 1541 nach Portugiesisch-Indien und Manoel da Nóbrega 1549 in die portugiesische Kolonie Brasilien aufbrachen, dauerte es noch 20 Jahre bis zur Ankunft von Jesuiten in den spanischen Territorien des amerikanischen Kontinents (Indias Occidentales): Der erste Versuch einer Missionstätigkeit auf der Halbinsel Florida musste nach nur zwei Jahren 1568 wegen der unsicheren politischen und militärischen Situation aufgegeben werden. Im gleichen Jahr kamen dann doch noch Jesuiten nach Iberoamerika, nämlich in das Vizekönigreich Peru. Vier Jahre später folgten weitere Mitbrüder nach, diesmal für das Vizekönigreich Neu-Spanien, dem heutigen Mexiko.

Die ersten Jesuiten begannen ihre seelsorgliche Tätigkeit in Iberoamerika zu einem Zeitpunkt, in welchem sich nach der Phase der Conquista die politische Herrschaft, die koloniale Verwaltung und die kirchlichen Institutionen zum grossen Teil konsolidiert hatten. Dies gilt für die zentralen Territorien des Vizekönigreiches Neu-Spanien, während sich das Vizekönigreich Peru seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in einer schweren politischen wie religiö-

sen Krise befand. Zu deren Lösung wurde 1568 der spanische Diplomat und Offizier Francisco de Toledo (1515–1582) zum Vizekönig von Peru ernannt. Gleichzeitig wurde er mit der Reform der Verwaltung und mit der Durchsetzung der durch das Kirchenpatronat gewährleisteten königlichen Vorrechte (Prärogative) gegenüber der Kirche beauftragt. Mit den Verordnungen (Ordenanzas) von 1573 und 1574 verfolgte König Philipp II. von Spanien (1527–1598) neben einer Überarbeitung der Gesetze über die Kolonialverwaltung das Ziel, sein Patronatsrecht so auszugestalten, dass er bzw. seine Verwaltung in Zukunft die Kontrolle über die kirchlichen Amtsträger auf allen Ebenen wahrnehmen konnte. Dabei erlangte er vom Papst das Zugeständnis, dass die Kirche die Zuständigkeit des Indienrates für alle Verwaltungsentscheidungen und Rechtsverfahren im «gemischten Bereich» von Kirche und staatlicher Herrschaft anzuerkennen habe. Philipp II. ging es mit dieser Novellierung auch darum, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts vor allem vom Dominikaner Bartolomé de Las Casas (1484–1566) angeführte Debatte um die Legitimität der Rechtstitel für die Conquista zugunsten des Rechtsverständnisses der spanischen Krone zu beenden.

Innerhalb dieses politischen und rechtlichen Rahmens bewegte sich von Anfang an die Tätigkeit der Jesuiten. José de Acosta SJ (1540–1600) setzte diesen in seiner pastoralen Tätigkeit und seinen Publikationen fraglos voraus. Als Theo-



Das Werk von Pater de Acosta SJ: *De natura novi orbis [...] De procuranda indorum salute*, Köln 1596

logieprofessor, einflussreicher Theologe auf dem dritten Provinzialkonzil von Lima (1582–1583), Visitor sowie Provinzial in Peru, durch seine Schriften «De Procuranda Indorum Salute» (1588), «Historia Natural y Moral de las Indias» (1590) wie als Mitautor eines dreisprachigen Katechismus, der «Doctrina Christiana y Catecismo para Instrucción de Indios» (1585), wurde er für die Arbeit der Jesuiten in Peru die prägende Persönlichkeit. De Acosta vertrat eine graduelle Akkommodation in der Seelsorge, das heisst, er ging von einer dreistufigen hierarchischen Typologie der Kulturen

aus, die als Kriterien dafür dienen sollten, in welchem Ausmass sich die indigene Bevölkerung, um Christ zu werden, der spanischen Kultur und Lebensweise anzupassen habe (Hispanización). In diesem Schema verkörpern die Bewohner des Inka- und des Aztekenreiches eine mittlere Position zwischen den Chinesen und Japanern auf der einen Seite, die ein zentrales Herrschaftssystem und eine komplexe Schriftkultur kennen, und den schriftlosen und nichtsesshaften Ethnien des lateinamerikanischen Kontinents auf der anderen Seite.

Entsprechend dieser dreifachen Abstufung unterschied José de Acosta auch drei Methoden der Verkündigung. So könnten Chinesen und Japaner das Evangelium «im Wesentlichen durch ihre eigene Einsicht, die erleuchtet ist durch das innere Wirken Gottes», annehmen, während für die Bewohner des Inka- und des Aztekenreiches der «freie Umgang mit ihren Gütern, ihren Vermögen und ihrem Glauben nur soweit erlaubt ist, sofern sie nicht im Gegensatz zur menschlichen Natur und zur Heiligen Schrift stehen». Dagegen müsse man die Glieder der dritten Gruppe erst «lehren, richtige Menschen zu werden». Wenn Überzeugungsarbeit und sanfte Methoden nicht ausreichen würden, müsse man sie zwingen, «den Wald zu verlassen und in das menschliche Leben der Städte einzutreten und damit, vielleicht auch gegen ihren Willen, in das spanische Königreich». In diesem Sinne plädierte de Acosta – auch gegen den

Einspruch vieler seiner Mitbrüder in Peru und gegen die Vorbehalte des Generaloberen in Rom – für die Übernahme der rein indigenen Pfarrei (Doctrina) von Juli am Titicacasee durch die Jesuiten.

De Acostas Entscheidungen als Provinzoberer wie seine missionstheoretischen Schriften waren prägend für die 150-jährige Geschichte der Reduktionen, jener «Missionsdörfer», welche für die Missionsarbeit der Jesuiten in der La-Plata-Region und später in der Chiquitania (im heutigen Bolivien) bis zu deren Vertreibung im Jahre 1767 charakteristisch waren. 1585 kamen die ersten Jesuiten an den Rio Paraná, 1604 wurde die Jesuitenprovinz Paraguay (lateinisch Paracuararia) gegründet. Kurz danach kam es – u. a. auch beeinflusst durch die Vorarbeit der Franziskaner in der gleichen Region – zum Aufbau der ersten Reduktionen bei den Guaranís. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts umfasste die Region zwischen dem Rio Paraná, dem Rio Uruguay und dem Rio Paraguay 30 Reduktionen mit bis zu 104'000 Bewohnern. Die lange Dauer der intensiven pastoralen Tätigkeit der Jesuiten machte eine Akkommodation der und mit der indigenen Lebenswelt möglich, deren Wirkungen noch heute, 250 Jahre nach ihrem Ende, zu beobachten und weiterhin Gegenstand kontroverser Debatten sind.

Nikolaus Klein SJ ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Jesuitenbibliothek Zürich.

